

bleibt aber doch reine Vermutung. Nicht weniger kühn ist die Behauptung: „Für viele waren die 790er Jahre (ein Phänomen, das man auch in anderen ‚90ern‘ findet) beladen mit eschatologischen Erwartungen und Ängsten. Die ‚Schrecken des Jahres 1000‘ sind hinreichend bekannt“ (S. 51). Davon ist nichts nachgewiesen, und man darf zweifeln, ob die Zahl der eschatologischen Ob-skuranten, die für das Jahr 800 den Anbruch des siebten Weltzeitalters erwarteten, größer war als die der Quellen, die über Karls Kaisertum berichten. Auch die Schrecken des Jahres 1000 sind keineswegs „bekannt“, sondern durchaus umstritten, und daß man Karl seit seiner Kaiserkrönung „Charlemagne“ nennen könne, wird sich in der Zunft wohl kaum als terminologisches Reglement durchsetzen. Kurz: Es gilt dasselbe, was schon für Buc konstatiert wurde: Der Fachmann hat nichts davon, der sich „für die faszinierende Welt des Mittelalters“ interessierende Laie wird nicht fasziniert sein (und leicht irritiert, wenn er Karl den Kahlen mit Karl dem Kühnen verwechselt findet, der erst im Beitrag von Heribert MÜLLER, *Um 1473*. Warum nicht einmal die Herzöge von Burgund das Königtum erlangen wollten und konnten [S. 255–274] die Hauptrolle spielt). – Johannes FRIED ist gleich mit zwei Beiträgen vertreten, in denen er schon früher vorgetragene Gedankengänge entfaltet. Der erste hat mit dem Königtum direkt eigentlich wenig zu tun, der zweite ist um so zentraler: Das ‚politische‘ Begriffsvermögen der Franken war von einem in gentilen Zusammenhängen bestimmten Denken mit dem Volk-König-Schema geprägt, die völlig anderen Organisationsformen der Wikinger blieben ihnen deshalb verschlossen: „*Um 810*. Weshalb die Normannenherrscher für die Franken unvorstellbar waren“ (S. 72–82, vgl. DA 51, 313). Mit dem Königtum hat das ja allenfalls insoweit zu schaffen, als die fränkischen Könige auch nicht klüger waren als der Rest der Franken und es in Skandinavien zu dieser Zeit noch keine ‚Könige‘ gab. – Für das Thema des Buches zentral ist freilich der zweite Beitrag, in dem Fried seine (allerdings nicht unbestrittene) These vorträgt, daß von einem „Reich“ im 9. Jh. nicht die Rede sein könne: *Um 900*. Warum es das Reich der Franken nicht gegeben hat (S. 83–89, vgl. DA 39, 281). Frieds Argumentation zu rekapitulieren, ist hier nicht der Raum, die Kernthese ist die, daß es im 9. Jh. ein unabhängig vom König zu denkendes Reich nicht gegeben habe. Das 9. Jh. habe „nicht einmal über ein abstraktes Deutungsschema ‚Grundherrschaft‘, geschweige denn ‚Reich‘“ verfügt (S. 86). Im Text ist mehrfach auf den Beitrag verwiesen von Stefan WEINFURTER, *Um 1157*. Wie das Reich heilig wurde (S. 190–204), der zu Barbarossas Zeiten in puncto transpersonaler Staatsvorstellungen erst recht vage „Abstraktionsversuche“ erkennen will und unter ausdrücklicher Bezugnahme auf den Aufsatz von Fried konstatiert: „Zumindest auf der sprachlichen Ebene wird *regnum* erst im 12. Jahrhundert deutlich als Institution erfaßt“ (S. 198). Die Verklammerung dieser beiden Aufsätze läßt umrißhaft erkennen, welche Möglichkeiten in einem „Synthesestil“ dieser Art schlummern könnten. Zudem zeichnet sich Weinfurters Beitrag durch ebenso unpräventöse wie informative Sachlichkeit aus – ein ‚Handbuchbeitrag‘ im besten Sinn. – Letzteres kann man auch anderen Aufsätzen bescheinigen, etwa Michael MCCORMICK, *Um 808*. Was der frühmittelalterliche König mit der Wirtschaft zu tun hatte (S. 55–71), der eine strukturelle Skizze der Rahmenbedingungen frühma. Wirtschaftslebens bietet (wobei im übrigen deutlich wird, daß der Zwang zum einleitenden Quellen-